

Mein

Heimatland

100 Jahre
1909 bis 2009

ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTE, VOLKS- UND HEIMATKUNDE

Nummer 2

Februar 2009

Band 48

Von Hersfeld über Frankfurt nach Jerusalem

Die Rettung jüdischer Kinder aus Hersfeld (Teil 2)

Von *Otto Abbes*, Bad Hersfeld



Die jüdische Altstadt von Jerusalem

Ankunft und Einleben in Palästina

Unser Schiff erreichte am 4. April 1940 den Hafen Haifa in Palästina. Alle Kinder und Jugendlichen waren auf dem Deck. Der Blick auf Haifa mit dem Karmelberg war wunderschön. Doch ließ man uns nicht viel Zeit, denn im Hafen warteten bereits Autobusse, um die 260 geretteten Kinder und Jugendlichen zu den verschiedenen Zielen zu bringen. Als wir in den Bus einstiegen, fanden wir auf den Sitzplätzen Apfelsinen und Pampelmusen. Das fanden wir sehr aufmerksam und freundlich. An alles hatte man gedacht, um unsere Ankunft so angenehm wie möglich zu machen. Ich habe es bis heute nicht vergessen. Man fuhr uns Mädchen sofort nach Jerusalem, wo wir in einem neu gegründeten Heim untergebracht wurden. Es war nach der Leiterin der Mädchenabteilung des Frankfurter Waisenheimes El-

la-Schwarzstein-Heim benannt, die sich neben der Betreuung der Mädchen auch sehr um ihre Ausreise bemüht hatte. Sie starb im August 1939. Im Heim hatten wir eine Erzieherin und eine Hausmutter, die ständig bei uns waren. Obwohl wir kein Wort Hebräisch kannten, kamen wir gleich in die „Evelina de Rothschild School for Girls“. Annie Landau, die Direktorin der Schule, war die Person, die uns eigentlich nach Palästina gebracht hatte. Sie kannte Ella Schwarzstein von Frankfurt und hatte ihr versprochen, eine Gruppe nach Palästina zu bringen. Das war ihr persönlicher Beitrag für die Rettung jüdischer Kinder. Man übertrug ihr die Verantwortung für unsere Erziehung und Schulung. Sie war sehr human, jeden Samstag (der Sabbat, Ruhetag für fromme Juden) bekamen wir Blumen, Wein und Kuchen. Das war aber nicht alles. Sie hatte ihre Schülerinnen auf unser



Die Mädchen in der Uniform der Evelina de Rothschild-Schule werfen am Ende eines Ausfluges ihre Hüte übermütig auf den Boden. Untere Reihe v. li. Ilse Speier, heute Judith Epstein und ganz r. Ruth Speier, heute Ruth Benziman. Stehende Reihe 3. v. re. Erika Speier, ganz rechts Loni Speier, Schwester von Ilse.



Die Mädchen wurden im Heim auch zu Haus- und Handarbeiten angehalten.

Kommen vorbereitet. Alle strickten für uns kleine Quadrate, die zusammengesetzt (patchwork), unsere Tagesdecken für unsere Betten wurden. Trotz aller Aufmerksamkeit war uns der Anfang nicht leicht, immer wieder hatten wir Heimweh. Wir lebten in einem neuen Land ohne Eltern. Im Heim wurden wir zur Arbeit angehalten, lernten Kochen und was sonst noch in einem Haushalt gemacht werden musste. Alles, aber auch alles war uns neu. Wir lernten gleichzeitig zwei Sprachen, Hebräisch und Englisch, aber leider war nicht jedes Mädchen dazu begabt. Einige hatten große Schwierigkeiten damit. In der Schule gab es viele Fächer, zu denen uns die Sprache fehlte. Wir saßen in der Klasse und verstanden kein Wort. Nur langsam überwandten wir diese Schwierigkeiten. Manche von uns verließen die Schule bereits nach zwei bis drei Jahren um einen Beruf zu lernen. Anderen gelang es, das Abitur zu machen (London Matric). Meine Schwester Erika verließ 1943 Jerusalem und ging nach Tel-Aviv. Da-

durch sahen wir uns nicht mehr so oft, nur noch in den Ferien. Sie war immer bereit, mir zu helfen, gleich ob finanziell oder in anderen Angelegenheiten. 1952 wanderte sie in die U.S.A. ein. Wenn ich an meine Schulzeit in Jerusalem denke, kann ich nur Gutes berichten. Ich liebte die Schule und nahm mein Lernen sehr ernst. 1946 beendete ich die Schule mit dem Abitur.

Das Kriegsende in Palästina

Während des Krieges bekamen wir nur selten Rote-Kreuz-Briefe von meiner Mutter und meiner Schwester Irmgard. Dazu zwei bis drei Briefe, die über meine Verwandten in Amerika gingen. Als aber plötzlich keine Post mehr kam, fürchteten wir, dass etwas Schlimmes passiert sein könnte. Erst nach dem Krieg erfuhren wir, dass meine Mutter und meine Schwester Irmgard im November 1941 nach Minsk deportiert wurden und seitdem verschollen sind. Davon hatten wir damals keine Ahnung. Zwar las man bereits über Deportationen und später auch über Gaskammern in der

Zeitung, aber wir wollten es nicht glauben. Wollten die Hoffnung nicht aufgeben, dass unseren Lieben nichts geschehen würde. Jeder hatte seinen Schutzmechanismus, wenn er der Realität nicht ins Auge sehen will. Wir waren fest davon überzeugt, dass wir uns am Ende des Krieges wieder sehen würden. Doch es kam dann anders.

Zwar feierten alle Menschen auch in Palästina das Ende des Krieges überschwänglich und wir waren voller Hoffnung, aber dann kamen 1945 die ersten Listen von überlebenden Juden. Hin und wieder fand jemand den Namen seiner Angehörigen. Man konnte die Listen an der Jewish Agency durchsehen. Wir gingen fast täglich hin, fanden aber die Namen unserer Angehörigen nicht. Gleich uns erging es tausenden von Menschen so. Immer wieder gingen wir da hin und gaben die Hoffnung nicht auf.

Eines Tages bekam ich einen Brief - ich glaube vom Roten Kreuz -, in dem mir mitgeteilt wurde, dass meine Schwester Irmgard lebt. Was das Rote Kreuz nicht wissen konnte, die gerettete Irmgard Speier war meine Cousine. Als ich die Nachricht vom Roten Kreuz erhielt, war es mir schon bekannt. So wurde mir eine große Enttäuschung erspart. Doch eines



Ruth (rechts) in der Freizeit am Radio.



Verkleidungsspiele waren bei den Mädchen sehr beliebt. Zum Purimfest 1944 verkleideten sich die Mädchen als Musiker.

Tages wurde es zur Gewissheit, dass wir unsere Angehörigen nie wieder sehen würden. Man teilte uns mit, dass Mutter und Tanten im Osten umgekommen seien. Wir standen nun allein in der Welt. Nicht alle davon Betroffenen wurden damit in ihrem Leben fertig.

Rückblickend kann ich sagen, dass ich im Laufe meines Lebens zwei herausragende und prägende Epochen in der jüngeren Geschichte des jüdischen Volkes miterlebt habe. Die eine war der Holocaust, die andere die Gründung des Staates Israel im Jahre 1948. Die erste Epoche möchte ich gerne vergessen, kann ich aber leider nicht. Von der zweiten kann ich sagen, dass sie die schönste war und ich dankbar bin, dass ich dies miterleben konnte.

Literatur: O. Abbes, Hersfelds jüdische Geschichte, Bad Hersfeld 2002, S. 216 - 226, Kinderrettung.

Erinnerungen an meine Kindheit in Ostpreußen

Von einer Verfasserin, die nicht genannt werden möchte

Ich bin als jüngste Tochter eines Landwirtes in Ostpreußen geboren. Mein Heimatdorf liegt im heutigen Grenzgebiet von Russland und Polen auf russischer Seite. Ich habe noch zwei Brüder und eine Schwester. Meine ersten Lebensjahre, an die ich mich erinnern kann, waren eine wunderschöne Zeit, die ich nicht missen möchte. Unser Hof lag 3 km vom Dorf entfernt, Nachbarn waren in Sichtweite. Auf einem Nachbarhof lebte meine Freundin; wir sahen uns aber nicht alle Tage. Ihre Mutter war sehr krank, und der tägliche Weg für uns kleine Mädchen war zu weit. So habe ich viel alleine gespielt. Der Sandhaufen war mein Garten, da habe ich Beete angelegt, als Samen diente trockener Sand. Da ich das Füttern der Tiere beobachtet habe, hatte ich auch einen Platz für meine Tiere, die in meiner Phantasie lebten. Hof und Garten waren so groß, dass ich immer neue Möglichkeiten zum Spielen hatte.

Die schönste Erinnerung habe ich an meine Großmutter; sie hatte trotz ihrer vielen Arbeit viel Geduld und auch Zeit für mich. Vor allem konnte sie gut Märchen erzählen. Bei ihr auf dem Schoß zu sitzen, war für mich eine Glückseligkeit. Ich erinnere mich noch heute voller Glück an sie. Da ich aber kurz vor Kriegsbeginn geboren bin, war diese schöne Zeit bald vorbei.

Wir hatten einen Franzosen als Kriegsgefangenen, der bei uns arbeiten musste. Mein Vater und der älteste Bruder waren im Krieg. Dem Franzosen gefiel es gut bei uns, und er gehörte richtig zur Familie. Solange es uns möglich war, durfte er bei uns am Tisch mitessen. Später war dies streng verboten. Er bekam auch öfter ein Päckchen von zuhause mit köstlichem Inhalt. Das war für uns Kinder ein Fest. Mutter bekam vom Kaffee und vom Kakao etwas ab und wir Kinder von der Schokolade. Nachts hat unser Franzose die Flugzeuge oft beobachtet, wenn sie über Königsberg ihre Bomben abwarfen. Mutter wollte es auch einmal sehen, da hat er uns gerufen. Ich kann mich noch erinnern wie der Himmel hell erleuchtet war. Aber Mutter wollte das nicht noch einmal sehen, sie musste an meinen Vater und an meinen Bruder denken.

Anfang Februar 1945 kamen die ersten russischen Soldaten auf den Hof. Vater war von der Front getürmt, die deutschen Soldaten standen in aussichtslosem Kampf den nachrückenden Russen gegenüber. Vater wusste, dass die Zivilbevölkerung fliehen musste, und er wusste auch, dass unsere Mutter ohne ihn, nicht von zu Hause fortging. Wir bekamen nun auch den Räumungsbefehl, da habe ich stundenlang geweint. Am 18. Februar 1945 sind wir mit zwei großen Leiterwagen, die mit Teppichen bespannt waren und voll mit Lebensmitteln, Kleidung, Betten und Futter für die Pferde beladen waren, abgefahren. Als letztes hat mein Vater seine Mutter auf den Wagen getragen. Sie wollte zuhause bleiben, sie fühlte ihren baldigen Tod. Einen der beiden Wagen hat unser Franzose gefahren. Am 19. Februar sind wir über das zugefrorene Frische Haff Richtung Pillau gefahren.

Das Haff war voll Flüchtlingswagen. Die zuerst gefahren waren, sind oftmals eingebrochen, das Eis hatte die Last noch nicht ausgehalten. Ich sehe noch heute die vielen Wagen und Pferdeköpfe aus dem Eis herausragen. Die Flieger haben uns auch noch beschossen, das war für Fahrer und Pferde besonders schwer.

Am 20. Februar erreichten wir Pillau, dort wollten wir dann mit dem Schiff weiter nach dem Westen fliehen. Bis wir in dem Gedränge an das Schiff herankamen, war das Schiff voll besetzt. Ich sehe heute noch das große Loch des Schiffes (es war ein Fährschiff) voll Menschen vor mir. Wir hatten Glück, dass wir nicht mehr auf das Schiff gekommen sind, wir wären mit dem Schiff in der Ostsee ertrunken.

Nun mussten wir von Pferden und Wagen und unserem Franzosen Abschied nehmen und mit dem Handwagen weiterfahren. Wir gelangten bis Sorgenau im Samland. Hier kamen wir am 23. Februar an und



Die Verfasserin des Beitrages (rechts) mit ihrer Freundin Erika.

wurden in einem großen Saal untergebracht. Uns wurde ein Platz auf der Bühne zugewiesen. Unten im Saal lagen die Menschen wie Heringe in der Dose. Am 4. März ist Vaters Mutter auf dem Stuhl sitzend eingeschlafen. Sie hat das letzte Doppelgrab bekommen, danach gab es nur noch Massengräber. Da wurde an einem Ende ausgeschaufelt und gleich am anderen Ende zugeschaufelt.

Am 15. April hatten wir uns am Strand der Ostsee in den Dünen ein Loch gebuddelt als Versteck. Dort haben uns die Russen eingeholt. Die ersten Wörter, die wir von ihnen hörten, waren „Uhre, Uhre!“. Uhren und Schmuck wurden allen abgenommen. Dann wurden die ersten Männer in Gefangenschaft abgeführt. Wir hatten Glück: Ein Russe stellte bei Vater fest, der hat Frau und Kinder, also durfte er bleiben.

Am nächsten Tag wurden wir mit unbekanntem Ziel in Marsch gesetzt. Nun ging

es über Palmnicken, Germau und Heiligenkreuz weiter. Wir kamen an abgeschossenen Flugzeugen und vielen russischen Soldaten mit Panzern und LKWs vorbei. Ein Russe öffnete unseren Koffer, in dem Vaters Anzug und unsere guten Kleidungsstücke lagen. Er wollte nur Vaters Anzug haben, den gab Vater aber nicht gleich her.

Da kam ein Oberst, und der Soldat musste gehen. Als der Oberst fortgegangen war, kam der Soldat zurück und riss den Koffer mit allen Sachen vom Handwagen. Nach dem Ort Warnicken wurden die Männer wieder aussortiert, diesmal war auch unser Vater dabei. Der Hügel war schwarz voll Männer. Wir mussten weiterziehen, in Rauschen haben wir hinter einem Zaun geschlafen. Am anderen Morgen ging es weiter über Neukuhren nach Rautau-Poueden, dort haben wir im Bahnhof geschlafen. Am nächsten Morgen ging es wieder weiter, da standen jedesmal die Russen auf den Kreuzungen und haben uns den ganzen Tag im Kreis herumgejagt. Die kommende Nacht haben wir in einer Guttscheune geschlafen eng aneinandergelegt.

Am anderen Tag wurde ein Treck zusammengestellt nach Alter und Geschlecht. Dort durfte meine liebe Großmutter nicht mehr bei uns bleiben, von da an haben wir uns nicht wiedergesehen. Über Forst Fritzen ging es Richtung Königsberg, am späten Nachmittag wurde wieder sortiert. Da nahm man den jungen Müttern die kleinen Kinder weg und gab sie fremden alten Frauen auf den Arm. Die Namen der Kinder waren den alten Frauen unbekannt. Die Mütter gingen in Gefangenschaft, wohin weiß man nicht.

Wir zogen weiter nach Königsberg, durch die zerstörte Innenstadt zum Oberhaberberg, dort durften wir kurz ausruhen. Wir wurden wieder von Russen gestört und sind fortgelaufen nach Rosenau. Dort haben wir in Ruinen gehaust. Wegen Sprengungen mussten wir weiter nach Schönfließ, nach zwei Tagen ging es über Tharau, Döllstädt, nach Kreuzburg. Abends haben wir in einem Keller mit vielen Frauen Zuflucht gesucht. Nach 10 Minuten kam schon der erste Russe, uns zu zählen. Nachts kamen sie, die Frauen holen, die hatten sich hinter Gepäck und Kinderwagen versteckt. Das half ihnen aber nichts.

Als letzte holte ein Russe noch meine Schwester, die war 12 Jahre alt. Er schleifte sie an den Händen hinter sich her. Mutter lief schreiend hinterher. Oben stand ein Oberst, sah, dass es noch ein Kind war und sagte: Njet. Da ließ der Russe meine Schwester los, und sie fiel in Mutters Arme, sie wäre sonst die Treppe runtergefallen.

Im Morgengrauen ging es weiter über Sperrwägen und Zinten. Dort wurden wir wieder eingefangen und in ein Lager gebracht. Es war schon der 2. Mai. Am 3. Mai mussten Mutter, Bruder und Schwester zum Bestatten der Toten und zum Aufräumen von Munition gehen. Von dort sind Mutter und Bruder nach Hause gelaufen, es war nicht so weit, um zu sehen, was noch von unserem Hof stand.

Ende Mai sind wir auf Umwegen wieder auf unserem Hof angekommen. Die Front war schnell vorbeigezogen, die Scheune war abgebrannt, das Wohnhausdach hatte ein großes Loch, sonst war alles ganz. Das Geschirr stand im Schrank, auch die Betten waren noch so, wie wir sie liegen gelassen hatten. Der Haustüschlüssel war auch noch da, somit konnten wir abschließen. Das Dach haben wir notdürftig repariert und das Im-Keller-schlafen hatte ein Ende.

Die Russen haben uns oft besucht. Sie kamen durch die Kellerfenster, die sie kaputt schlugen. Ich kann mich noch gut entsinnen, als wir einmal vor der Haustür saßen, sahen wir die Russen ganz weit entfernt als kleine, schwarze Punkte. Da sind wir ins Haus gegangen, und nach kurzer Zeit polterten sie schon an die Tür und riefen: „Matka, mach auf, sonst Tür kaputt!“. Aus Angst öffnete Mutter die Türe, und die Russen sind an uns vorbei ins Zimmer gestürzt und haben alles aus dem Bett geworfen, zuletzt unser bisschen Wäsche, das wir im Bett versteckt hatten. Mutter riss dem Russen alles aus der Hand, bei einem Taschentuch hatte dann jeder ein Ende, das sollte Mutter loslassen, oder der zweite Russe wollte sie erschießen. Vor Angst habe ich mich hinter die Mutter gestellt. Sie haben solange gezogen bis das Tuch entzwei riss. Dann sind die Russen mit lautem Lachen rausgegangen. Daran sieht man, wie hart das Leben einen Menschen machen kann. Mutter war früher ängstlich, sie ging vor dem Krieg abends nie allein nach draußen.

Am 18. Oktober mussten wir unseren Hof wieder verlassen, wo wir doch auf eine sichere Zukunft gehofft hatten. Die Grenze zwischen Russen und Polen wurde hinter unserem Hof gezogen.

Nun ging es hin und her bis wir Weihnachten wieder in Zinten waren. Am 20. Januar 1946 waren wir in Legnitten, da haben wir viel Hunger gelitten. Die einzige Fleischnahrung war mal ein Hund, im Sommer mal Frösche. Das Obst haben wir halb reif gegessen, alles, was nur den Magen füllte, wurde gegessen. Die Hauptnahrung waren Brennnesseln, Sauerampfer und Giersch zu Suppe gekocht, als Verbesserung kam manchmal eine Handvoll Getreideschrot dazu. Im April war mein Bruder mit anderen Jungen zum Fischen gefahren mit einem alten Kahn. Da wurde er von Russen angeschossen. Die Freunde brachten ihn bewusstlos nach Hause. Am nächsten Tag kam ein russischer Arzt und gab ihm eine Spritze. Zu Mutter sagte er: „Entweder wacht er nach 4 Tagen auf, oder er ist in 4 Wochen tot.“ Am 3. Tag ist er aufgewacht, er hat aber lange liegen müssen und konnte dann nicht mehr laufen. Von Mutter und Schwester gehalten, habe ich meinem Bruder die Füße zentimeterweise fortgeschoben, so hat er wieder laufen gelernt. Er hat auch heute noch ein lahmes Bein und Splitter im Oberschenkel. Am 20. August ist Vater wieder zu uns gekommen. Da Vater etwas arbeiten konnte, ging es uns ein wenig besser. Weihnachten sind wir nach Luisenhof, einem Gutshof, gezogen. Die Eltern und Geschwister sind nach Altkeinen zur Arbeit gegangen. Ich war immer alleine und nur auf mich angewiesen. Ich hatte auch kleine Arbeit zu verrichten: Brennnesseln holen, Ähren klauen und auspulen und ausblasen, dann die Körner auf der Kaffeemühle mahlen, damit etwas an die Suppe kam, Holz holen zum Heizen und Kochen.

Ich war damals sieben Jahre alt, aber so klein, dass ich mir die Halme erst umknicken musste, um die Ähren zu erreichen. Weil ich klein war, sah man mich nicht im Feld stehen, und ich brauchte nur beim Rein- und Rausgehen aufpassen. Den Beutel mit den Ähren trug man unter der Schürze oder dem Rock. Kartoffeln wurden an den stehenden Stöcken ausgebuddelt, so fiel es nicht auf und die verbleibenden Kartoffeln konnten noch wachsen. Äpfel haben wir auch auf anderen Gütern geklaut. Einmal hatten wir einen Russen mit seinem Hund übersehen, der im Vorbau des Gutshauses saß. Der Hund kam auf uns zugesprungen und warf ein Mädels gleich um. Wir hatten Glück, der Russe war uns gutgesonnen, und wir durften uns Äpfel pflücken. Auf dem Heimweg hat uns ein anderer Russe gejagt, und wir haben fast alles verloren, auch die Holzpantoffeln.

Im Spätsommer wurden Vater und Mutter krank. Vater ist eingeschlafen, ohne dass wir es merkten, obwohl wir im Zimmer waren. Erst als er nicht seine Tasse Milch trank, merkte es Mutter, die im anderen Bett lag. Es war der 2. September 1947. Mein Onkel, der in der Nähe lebte, nagelte einen Brettersarg zurecht. Am nächsten Tag waren alle Tanten und Onkel gekommen, und wir fuhren mit dem Handwagen und dem Sarg darauf nach Pörschken. Nach ein paar hundert Metern konnte Mutter nicht mehr laufen, sie wurde auf den Sarg gesetzt, und weiter ging die Fahrt. Auf dem Friedhof hat eine Tante die Ansprache gehalten. Mutter wurde wieder auf den Handwagen gesetzt und von uns drei Kindern nach Hause gezogen. Da riefen die Russen auf dem Feld uns zu, Mutter müsste uns ziehen.

Am 5. September ist auch Mutter gestorben. Ich habe sie schlafend gefunden, als ich vom Nüsseklauen kam. Ich meinte, sie würde nur schlafen und wollte noch Holz holen. Da rief mich die alte Frau, die auch bei uns wohnte in den zwei Zimmern, ich solle zurückkommen, Mutter sei tot. Sie ist wie Vater an Unterernährung gestorben, also verhungert. Die Beerdigung verlief wie beim Vater, nur war meine Schwester nicht mehr fähig mitzukommen. Wir hatten schon Angst, dass sie auch sterben würde.

Da bin ich vom Friedhof aus mit zu den Tanten und Onkeln und deren Kinder gekommen. Wir hatten mit acht Personen aus drei Familien ein Zimmer und drei Betten. So musste ich mit Onkel und dessen Tochter in einem Bett schlafen. Zu essen hatte ich etwas mehr, denn es gab auch einen Kuhstall da, und wir bekamen öfter mal Milch. Aber eine Tante, die für Kochen und Zimmer zuständig war, war mir nicht gutgesonnen. Somit bekam ich oft Heimweh nach meinen Geschwistern.

Im Frühling 1948 wurde ein Transport zur Aussiedlung zusammengestellt. Da bis zum Tag der Abfahrt 2 Personen, die vorgeesehen waren, gestorben waren, hat der Russe von Luisenhof meine Geschwister dazu genommen. Die wollten mich auch mitnehmen, aber das ging nicht, die Personenzahl hätte dann nicht gestimmt. Am 08. April ging es im Güterzug Richtung Deutschland, und ich blieb zurück bei den Verwandten.

Im Mai/Juni haben ich und meine Basen noch Malaria bekommen. Da war ich so weit, dass ich nicht mehr laufen konnte. Mühsam habe ich dann das Laufen wieder gelernt in dem langen Flur des großen Hauses an der Wand entlang. Im Sommer

bin ich mit zum Heidelbeerpflücken gegangen. Die Beeren haben dann auch die Därme gereinigt.

Ende September 1948 sind dann auch wir zu einem Transport zusammengestellt worden. Mit LKW ging's nach Königsberg und von dort mit dem Güterzug nach Deutschland. Die Waggons wurden mit Menschen vollgestopft, die Türen wurden verschlossen und verplombt, damit keiner rein oder raus konnte. Es gab Tag und Nacht weder Essen noch Trinken.

Für die Notdurft wurde ein Loch in den Boden geschlagen. Als nach Tagen die Türen geöffnet wurden, fielen die Menschen halb verdurstet raus. Manche haben gleich aus den Pfützen getrunken. Da war meine Tante so streng, wir durften erst aus der Leitung trinken. Sie sagte: „Wer tagelang nichts getrunken hat, kann auch noch eine Stunde warten.“ Wir standen an der Leitung, wo die Lokomotiven das Wasser tankten. Mit dickem Strahl schoss das Wasser heraus. Dann ging es ins Entlassungslager, wo wir uns auch wieder mal waschen konnten. Von dort wurden wir nach Thüringen gebracht in die Nähe von Gera. Wir kamen in Kleintauscha zu einem großen Bauern. Da waren schon in allen Nebengebäuden Flüchtlinge untergebracht. Eine große Schüssel Suppe mit gutem Inhalt und ein riesiger Teller mit Brot wurde uns angeboten. Nach der Mahlzeit bekamen wir zwei Zimmer mit Möbeln zugewiesen. Wir fühlten uns wie im Himmel nach so viel Elend, so ein großes Glück! Am anderen Tag machten sich Onkel und seine Tochter in der Landwirtschaft nützlich. Ich bekam eine Puppe und Kleidung von den Töchtern der Bauersfrau. Nach einiger Zeit wurde ich zur Schule nach Dobitschen geschickt, das war für mich schwer. Ich war ja nun schon neun Jahre alt und konnte noch gar nichts, weder lesen, schreiben noch rechnen. Durch die schlechte Ernährung war ja auch der Geist zurückgeblieben. Die Größe hatte ich noch wie im Januar 1945. Durch das Rote Kreuz hatten wir meine Geschwister wiedergefunden. Die Schwester war bei einer Familie mit kleiner Landwirtschaft aufgenommen worden. Die Leute hatten ihren einzigen Sohn im Krieg verloren und haben nun uns elternlosen Kindern ein Heim gegeben. Im Februar 1949 kamen sie mich holen.

Nun war für Essen und Kleidung gesorgt. Auch in der Schule ging es besser. Ich hatte gute Freundinnen und dadurch fiel mir auch das Lernen leichter. Frau H. hat alle Abende mit mir gelernt. Am Tage hatte sie viel Arbeit. Ihr Mann wurde für achtzehn Monate eingesperrt, weil er im Dorf Neider hatte. Ich habe zwar alle Tage mithelfen müssen, aber auch die anderen Kinder hatten ihre Pflichten. Mein Bruder war im Lehrlingsheim und hat mit 18 Jahren eine Schreinerlehre angefangen. Nach 3,5 Jahren fanden wir auch meinen ältesten Bruder.

1952 bin ich nach Haunetal gekommen, wo ich noch heute lebe. Ich denke oft an Frau H., die mir viel Gutes für mein Leben gegeben hat. Sie ist schon bald, nachdem ich fort war, gestorben, und ich kann ihr nicht mehr danken für ihre gute Tat. Wir wollen hoffen, dass sich so ein Elend, das durch den Krieg kam, für unsere Enkel nicht wiederholt.

H. Sch. 1997